Wie man auf dem Theater „umgebracht" wird.

Plauderei von Adolf Oppenheim.

Die Sache ist manchmal kompliziert.

Das ist natürlich, denn man stirbt auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu einer auf die Minute bestimmten Zeit, aber schmerzlos, total schmerzlos. Selbst wenn dem Darsteller das Haupt vom Körper getrennt wird, empfindet er höchstens ein leises Kitzeln, das ihn zum — Lachen reizt. — In der Wirklichkeit soll die Sache allerdings nicht zum Lachen sein, aber auf der Bühne kann jeder, der den Kopf verliert, lachen, während im Parkett die Menschen Tränen vor Rührung vergießen über den armen Helden, der dort oben so jung sterben muß. Bei der einen Aufführung von „Gawan" im Residenztheater in München passierte es sogar dem Darsteller des grünen Ritters, daß sein natürlich kaschierter Kopf schon zu Boden fiel, ehe er enthauptet wurde.

Der verstorbene Theaterdirektor Gumtau engagierte mit Vorliebe Anfänger. Als guter Regisseur lehrte er sie in allen Nuancen — zu sterben. „Auf dem Theater", pflegte er zu sagen, „muß man eklich natürlich das bißchen Seele auspusten — und immer vorher genau wissen, wie man umgebracht wird. Und wenn man vorher weiß, wie, wenn und wo man stirbt, kann man sich die Geschichte so nett einrichten, dat det Publikum sagen muß: „Schade, dat der Kerl nun tot ist." — Wenn dat det Publikum sagt, dann weß der Schauspieler, daß er mit Erfolg gestorben ist — und er wird bei jeder Bühne, wenn er scheen stirbt und sonst ein aufgeweckter Junge ist, sein Fortkommen finden." —

Als Ludwig Barnay im Jahre 1897 unter der Direktion Lang in Danzig als Hamlet gastierte, dauerte die Probe sehr lange. Es war 2 Uhr nachmittags geworden, als Barnay-Hamlet dazu kam, Polonius umzubringen. Der Darsteller des Polonius klagte Lang seine Kinder müßten zur Schule, seine Frau warte mit dem Mittagessen. — Als Polonius nun sein „O ich bin umgebracht!" gesprochen hatte, vorschriftsmäßig auf die Bühne gewankt und zusammengebrochen war, da flüsterte Lang ihm, um ihn nicht noch länger aufzuhalten, leise zu: „Gehen Sie fort!" — Das tat er denn auch, und Lang probierte Hamlet zu Ende. — Abends in der Vorstellung geschah das Unglaubliche: Polonius wankte auf die Bühne, starb sich zu Tode und — stand unter Halloh des Publikums auf und ging in die Kulissen. Als Lang ihm im Zwischenakt darüber Vorwürfe machte, antwortete der Darsteller: „Sie haben es ja in der Probe selbst so angeordnet!"

Man muß auf dem Theater, sozusagen, mit Anstand vom Partner umgebracht werden, nicht brutal wie im Leben, dann ist der Erfolg da. Von dem berühmten Heldenspieler Mitterwurzer erzählt man sich, daß er, wenn er auf der Bühne seinen Partner zu töten hatte, dies mit allen Schikanen tat. So sagte er einmal auf der Probe zu seinem Mitspieler: „Lieber Kollege, in der Szene, in der die Eifersucht erwacht und ich Sie umbringen will, habe ich eine Nuance von ungeheurer Wirkung. Wenn das unheimliche Gefühl mich übermannt, rücke ich Ihnen nahe auf den Leib. Dann packe ich Sie, beutle Sie an den Haaren, schleudere Sie auf die Bretter, daß es nur so kracht, und spucke Sie an." — „Sehr gut", antwortete der Kollege mit größter Seelenruhe. „Auch ich habe eine Nuance in der Rolle. Wenn Sie das getan haben, stehe ich auf und haue Ihnen eine Ohrfeige herunter. Das ist auch jedesmal von ungeheurer Wirkung."

Mrs. Bernhard Beere, die berühmte englische Tragödin, Rivalin der Duse und Sarah Bernhardt, erklärte nervös zu werden, wenn sie auf dem Theater umgebracht wird. „So oft ich auf der Bühne umgebracht wurde und endlich gestorben war, mußte ich als Tote niesen. Das ist unangenehm, aber sehr natürlich. Wenn Othello im letzten Akt des Trauerspiels sich über seine im Bett liegende Gattin Desdemona beugt und diese nach einer Reihe aufregender Fragen endlich erwürgt, so tropft der Schweiß von der Stirne jedes Othello — so daß dieser gewöhnlich Desdemona auf die Nase fallen und zum Niesen reizen muß. Das ist unangenehm. Nein, lieber sterbe ich an einem Abend fünfmal jeden beliebigen Tod, als daß ich mich einmal auf dem Theater umbringen lasse."

Die Todesarten auf der Bühne sind im allgemeinen so verschieden — namentlich in klassischen Werken, daß jede besondere Nuancen erfordert. Man denke, Fiesko wird ertränkt, Mullay Hassan wird aufgehenkt, Leonore wird erstochen, Franz Moor in den Räubern erdrosselt sich. Schweizer schießt sich vor die Stirn, Amalie wird ermordet, Spiegelberg wird tot geschossen. Luise Miller in Kabale und Liebe wird vergiftet. Ferdinand vergiftet sich. Geßler in Wilhelm Tell wird erschossen. Attinghausen stirbt an Altersschwäche. Max Piccolomini im Wallenstein wird von Pferden zerstampft, Vablot stirbt an schlechtem Wundverband, Montgomery wird erschlagen, Don Carlos der Inquisition übergeben und läßt die Perspektive einer liebevollen Behandlung auf irgendeinem glühenden Rost offen. Posa wird erschossen. Mortimer in Maria Stuart wird geköpft. Der Gesundheitszustand und die Sterblichkeit in den klassischen Tragödien — von Shakespeare und den Römertragödien gar nicht zu sprechen — war immer sehr bedenklich.

Früher war das Sterben auf der Bühne eine sehr dankbare Sache. Da hat der Schauspieler, wenn er sich durch einen Dolchstoß den Tod gab, eine in seiner Kleidung versteckt angebrachte, mit Blut gefüllte Schweinsblase einfach angebohrt, und während diese sich entleerte, unter Zuckungen und Gesichtsverrenkungen „pro forma" geendet. So starben unsere großen Künstler in guter, alter Zeit durch den Dolchstoß. Hinrichtungen auf der Bühne gehörten zu den dankbaren Dichter- und Regietriks. Diese Effekte hat der selige Ernst Raupach schon vor 80 Jahren ausgebeutet. Damals kannte man weit realistischere dramatischer Triks. Ernst Raupach, der gewöhnlich keinen Effekt seiner Vorbilder unbenützt ließ, schreibt im Manuskript der Tragödie „Konradin" ausdrücklich die Enthauptung des Helden auf der Bühne vor und wünscht, daß der bluttriefende Kopf nach der Enthauptung der Menge gezeigt werde.

Das war die erste Enthauptung auf der Bühne vor einem deutschen Publikum, und dem armen Konradin wurde denn auch auf der Bühne vor den Augen des tief gerührten Publikums von dem grellrot kostümierten Scharfrichter jeden Abend der Kopf abgehauen, und zwar mit allen Schikanen einer regelmäßigen Hinrichtung. Nachdem Konradin in feierlichem Aufzug zum Schaffot geführt worden war, kniete er vor dem „Richterstöckel" nieder. Die Henkersknechte drückten sein Haupt an den Rand des schwarz behangenen Richterstöckels. Dann trat rasch der Scharfrichter hervor, zog das blinkende Beil hinter dem roten Mantel hervor, erhob es und ließ es mit voller Wucht auf den Hals des Delinquenten sinken. Man hörte deutlich im Zuschauerraum das unheimliche Geräusch, mit dem der Kopf vom Rumpfe getrennt wurde, und sah das Blut hoch emporspritzen. Der Anblick soll nach den Berichten schauerlich gewesen sein. In dem Augenblick nämlich, als der Scharfrichter sich anschickt, das blinkende Beil auf den Hals Konradins niedersausen zu lassen, stehen die zwei Henkersknechte neben ihm und decken den Delinquenten. Der eine wirft schnell und unbemerkt ein bereitgehaltenes schwarzes Tuch auf den Kopf, während der andere zahlreiche rote Baumwollfäden, welche das Blut rauschend markieren, an die Stelle wirft, wo der Kopf vom schwarzen Tuche bedeckt lag. Denn der Darsteller des Konradin verschwindet in dem Augenblick, als die Henkersknechte sich vor den Block stellen (wo eine Puppe ohne Kopf am Boden liegt), sobald der Henker auf die auf dem Block unter dem dünnen Tuch liegende, mit Blut gefüllte Schweinsblase schlägt, daß das Blut hoch aufspritzt. Voll Majestät blickt sich nach dem Todesstreich der Henker um, hebt einen täuschend nachgemachten Wachskopf mit der Maske Konradins empor und zeigt den Gerichteten unter bengalischer Beleuchtung und Geläut des Totenglöckleins dem verehrungswürdigen Publikum.

Solange das Publikum das Geheimnis der Enthauptung nicht kannte, wurde diese gruselige Szene, die in gleicher Aufführung in dem Schauspiel von Dumas „Katharina Howard" auf die Bühne kam, mit tosendem Beifall aufgenommen. Von dem Augenblick an, als man erfuhr, auf welchem Trug die Enthauptung basierte, wurde sie — ausgezischt. Es war auch unverantwortlich von dem Darsteller des Konradin, sich nicht den Kopf wirklich abschlagen zu lassen!

Es gab Bühnenstrategen, zu allen Zeiten strebende Regisseure, die so gern die Dichter, namentlich unsere Klassiker, „verbesserten". Solchen Bühnenstrategen war der Ausgang in Maria Stuart zu — still, daher wurde ein Schlußeffekt angebracht. Da lebte in A. der Theaterdirektor Galliano, der in Graz, Preßburg usw. sein Direktionsszepter schwang. Man nannte ihn scherzweise den „Effekt-Direktor", weil er keine Komödie ohne Schlußeffekt, d. h. ohne Tableaux gab. Bei Galliano endete Maria Stuart vor den Augen des Publikums auf dem Schaffot. Nach den letzten Worten Leicesters hob sich im Hintergrund der Vorhang, und da lag bei bengalischer Beleuchtung Maria Stuart ohne Kopf auf dem Block. Die Darstellerin mußte ihren Kopf hinter dem Block tief hinabneigen und ihren Nacken mit roter Wolle, die das Blut skarlarie. bedeckt, und vom schwarz behangenen Block rieselte das Blut, die rote Baumwolle herab. Daneben stand der Henker, in der rechten Hand das von Blut triefende Schwert, in der erhobenen linken Hand — den abgehauenen Kopf Maria Stuarts dem verehrungswürdigen Publikum zeigend. Rechts und links vom Block standen Burleigh und sämtliche Würdenträger usw. Wenn das Publikum Beifall klatschte und die bengalische Flamme zu erlöschen drohte, rief Galliano freudig seinem Begleiter zu: „Jokel (so hieß der brave Mann), schütt' no Kalfonium auf, i muß die Stuarten no mal köpfen lassen!" Jokel tat, wie ihm befohlen, und Maria Stuart wurde „da capo" geköpft.

Ein Glück ist nur, daß die Sterbefälle auf der Bühne so schmerzlos und „dankbar" sind. Aber auch, daß man heutigen Tages auf derartige Geschmacklosigkeiten verzichtet.

In zwölfter Stunde.

Skizze von Hans Reis.

Der junge Husarenoffizier, der mit finsterem Gesicht am Schreibtisch saß, setzte soeben seinen Namen unter das vollendete Schriftstück. Es klopfte.

Aergerlich fuhr er auf. Zum Donnerwetter, er hatte dem Burschen doch gesagt, daß er für niemand zu sprechen sei!

„Ach so, Du bist's, Axel," sagte er dann mit tiefem Atemzuge. „Tritt näher. Für Dich bin ich natürlich zu Hause."

Hastig wollte er das Löschblatt über den weißen Bogen decken; aber der große, blonde Infanterieoffizier war schon näher getreten.

Fast zärtlich legte er dem Kameraden den Arm um die Schultern. Doch plötzlich wurde sein Gesicht sehr ernst. Seine scharf blickenden Augen hatten unabsichtlich einige Worte des großen, weißen Bogens gelesen.

„Nanu, was soll denn das heißen, Gert? Du willst doch nicht etwa? ... Er war ganz blaß geworden.

„Meinen Abschied nehmen, ja — das will ich!" unterbrach ihn der andere gereizt. „Bitte — sprich kein Wort dagegen. Es ist alles überlegt. Was Du etwa sagen könntest, habe ich mir selbst längst gesagt."

„Ja, aber warum denn, um Gotteswillen? ... Axel von Gröbner ließ sich schwer in einen Sessel fallen. „Du, der passionierte Soldat ..."

„Weil ich frei sein will!" stieß der Husar heftig hervor. „Ich geh' nach Amerika."

„Du paßt nicht für das Yankeeland," sagte Gröbner ernst. „Willst Du mir nicht genauer sagen, weshalb ..."

„Gewiß. Die Spatzen werden es ja doch bald genug von den Dächern pfeifen. 10,000 Mark Wechselschulden bringen mich zu Fall. Lumpige 10,000 Mark, die mein Vater nicht bezahlen will — nicht bezahlen „kann", wie er behauptet.

Er sprang auf und durchmaß mit großen, erregten Schritten das Zimmer. Dann blieb er vor dem Kameraden stehen.

„Acht Jahre bin ich Offizier, Axel," fuhr er mit zitternder Stimme fort. „Nie habe ich einen Pfennig Schulden gemacht! Und jetzt, da ich mit den Pferden Unglück habe, läßt mich mein Vater im Stich. Du weißt, zwei kapitale Gäule sind mir durch Spatt eingegangen, und Favorit, den ich für schweres Geld kaufte, um die Scharte auszuwetzen und mit ihm den Kaiserpreis zu gewinnen, brach beim Hürdensprung das Genick."

„Verdammtes Pech!" schob Gröbner ein.

„Alles habe ich wahrheitsgetreu meinem Vater geschrieben, und was antwortet er mir? Da — sieh ...." Er zerrte einige Bogen aus dem Fach des Schreibtisches und warf sie auf die Platte. „Vier Seiten lang macht er mir Vorwürfe. Einen leichtsinnigen Schlingel schilt er mich, rücksichtslos, egoistisch, und was dergleichen liebevolle Epitheta mehr sind. Meine Schwester fährt in derselben Tonart fort. Den Zerstörer ihres Glückes nennt sie mich. Gerade jetzt sei Vater geneigt gewesen, in ihre Verlobung mit einem armen Offizier zu willigen. Durch meinen Brief sei wieder alles in Frage gestellt. Auch meine Mutter, die sonst immer meine Partei nahm, äußert sich ähnlich. Sie wirft mir vor, Vaters Nervenleiden durch mein Geständnis verschlimmert zu haben. Wenn er ernstlich krank würde, sei ich schuld daran. Ich, ich und immer wieder ich! Es ist, als ob alle Welt sich gegen mich verschworen hat."

„Sei nicht ungerecht, Gert." Auch der Infanterist war aufgestanden. Er legte dem Freunde begütigend die Hand auf die Schulter. „Du vergißt, wie beliebt Du bei den Kameraden bist, wie große Stücke der Oberst auf Dich hält."

„Der Oberst!" Der andere lachte höhnisch. „Das schlug ja dem Faß den Boden aus. Gestern ließ er mich rufen und sagte mir auf den Kopf zu, daß ich Wechselschulden hätte. Leichtsinnig gemachte Wechselschulden. Er hätte mich immer für einen strebsamen, pflichtgetreuen Offizier gehalten und müsse nun zu seinem Bedauern das Gegenteil erfahren. Er redete sich immer mehr in Wut und putzte mich herunter wie einen Schulbuben."

„Er interessiert sich für Dich, Gert, und deshalb ..."

„Ach, Torheit" unterbrach ihn der andere wild. „Ich bin kein dummer Junge, dem man eine Standpauke hält. Nein, nein, ich hab's satt — lange. Ich kann ja auch nicht aktiv bleiben, wenn mein Vater sich weigert, meine Verhältnisse zu regulieren."

„Was willst Du denn anfangen — drüben?" fragte Gröbner nach einer Weile.

Der Husar sah flüchtig auf.

„Das wird sich finden," erwiderte er kurz. Er stellte sich ans Fenster und starrte mit finsteren Augen auf die Beete des kleinen Vorgartens.

„Klewitz, der damals vom Kadettenkorps desertierte, hat auch drüben sein Glück gemacht," hub er nach einer Pause wieder an. „Er soll Millionen besitzen."

„Klewitz war auch ein Mensch, der sich in jeder Situation zurechtfand," gab Gröbner etwas verächtlich zurück. „Ihm war jedes Mittel recht, wenn er nur sein Ziel erreichte. Das bringst Du doch nicht fertig — Gottlob!"

„Auch — Rickert soll nach Amerika gegangen sein," sagte der Husar zögernd. Er starrte immer noch aus dem Fenster.

„Na ja — der ... weil er mußte..."

Minutenlang herrschte jetzt Schweigen. Der Name des Kameraden, mit dem beide befreundet gewesen waren, legte sich lähmend auf ihre Brust.

Es war kaum ein Jahr her, da war der ewig fidele Leutnant Rickert, den jeder in der Stadt kannte und liebte, plötzlich verschwunden. Man erfuhr nicht, weshalb. Einige sprachen von Unterschlagungen, andere von Spionage. Was Bestimmtes wußte niemand.

„Ich habe heute von Rickert einen Brief bekommen," sagte Gröbner endlich so leise und zaghaft, als fürchte er auch hier noch einen Lauscher.

Der Husar wandte sich jäh um.

„Von Rickert — einen Brief!" stieß er aufgeregt hervor.

„Ich hätte es Dir gar nicht gesagt. Indes jetzt ... da Du selbst ... Vielleicht kannst Du aus Rickerts Erfahrungen Nutzen ziehen." Er nahm ein Kuvert aus seiner Brieftasche und reichte es dem Kameraden hin. „Da — lies," sagte er gepreßt.

Mit einem Unbehagen, das ihn selbst kleinlich dünkte, zog Lechow die eng beschriebenen Blätter aus dem ärmlichen Kuvert. Der Brief war auf billiges, nicht einmal sauberes Papier geschrieben. Auch die Handschrift des Freundes kam ihm verändert vor.

Wer weiß — vielleicht würde auch er in Jahresfrist einen ähnlichen Brief in die Heimat senden. Er atmete tief auf. Dann entfaltete er die Bogen.

„Ach so — er hat Englisch geschrieben," sagte er mit verhaltener Stimme, nachdem er einen Blick auf den Inhalt geworfen. „Das kann ich nicht lesen. Du mußt so gut sein und mir den Brief übersetzen. Oder — noch besser — erzähl' mir den Inhalt. Wo ist Rickert denn?"

„Drüben natürlich. In Nordamerika — und zwar in New York."

„Weshalb er von hier fortmußte ... hat er davon ... nicht geschrieben?"

„Nein — kein Wort."

„Und wie geht es ihm denn? Was treibt er drüben?"

„Er trägt Kohlen im Hafen von New York. Eine harte Arbeit, wie er schreibt, selbst für seinen hünenhaften Körper. Aber er will's durchhalten, koste es, was es wolle. Er hofft, sich auf diese Weise allmählich emporzuringen und wieder ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden."

„Armer Kerl ..."

„Er meint, es sei nur die gerechte Strafe dessen, was er sich selbst eingebrockt habe. Es sei ihm in Deutschland zu gut gegangen. Das habe er nicht vertragen können."

„Es muß furchtbar hart sein .."

„Ja, acht Tage ist er mit einem Freiherrn v. Mörch — er stand in Mainz bei den Dragonern und mußte Schulden halber den Dienst quittieren — seinem Metier nachgegangen."

„Acht Tage nur?"

„Ja — später machte der nicht mehr mit."

„Warum nicht? Fand er was besseres?"

„Wie man's nehmen will. Er ist ein kleiner, schmächtiger Mensch und körperlich durch die ungewohnte Arbeit total herunter. Eines Abends standen sie zusammen am Bollwerk des Hafens und sprachen von dem Einst und Jetzt. Da drückte der kleine Exdragoner Rickert plötzlich die Hand, schwang sich über die Brüstung und verschwand lautlos in den trüben Fluten des Hafens."

„Scheußlich!" sagte Gert v. Lechow. In seinen Augen standen Tränen.

„Siehst Du, Kleiner, das ist nichts für Dich." Gröbner legte dem Kameraden, den er um einen halben Kopf überragte, beide Hände auf die Schultern und fuhr eindringlich fort: „Du weißt, Rickert war immer ein Sanguiniker, ein Optimist. Aus seinem Brief spricht auch jetzt noch ein gewisser Galgenhumor, und doch lauert hinter jeder Zeile — die Verzweiflung."

Wieder war es jetzt still, nur der große Regulator in der Ecke tickte laut und eilig.

„Ich dank Dir, Axel!" Der Husar drückte dem Freunde warm die Hand. „Ich glaube, Du hast mich vor einer großen Torheit bewahrt."

Mit raschen Schritten ging er zum Schreibtisch und riß das Abschiedsgesuch mitten durch.

Die Polizisten.

Gaunergeschichte von Alfred Manns.

Die beiden vornehmen Gentlemen, die an dem wackligen Tische saßen und sich so angelegentlich unterhielten, waren eigentlich viel zu schade für das Lokal des „Holzbein Tommy", in dem es sozusagen an allem fehlte, Mangel an Reinlichkeit und Stubenfliegen ausgenommen. Das schienen auch die vier nicht sehr vertrauenerweckenden, neu eintretenden Gäste zu empfinden, die sekundenlang in ihrem Lärm innehielten, sich dann aber wieder auf die offenbar erheblichen Mengen bereits verzehrten Alkohols besannen, und sich an den Nebentisch setzten, wo sie einen Radau vollführten, wie fetischtanzende Neger des Njam — Njam-Stammes

Die beiden vornehmen Herren, die ebenfalls aufgeblickt hatten, fühlten sich nicht nennenswert angeekelt oder belästigt und setzten ihr Gespräch fort.

„Der Teufel hol' das Neu-Orleans, das Loch, wo jeder Polizeihund unseren Steckbrief in der Nase hat, und wo jeder Policeman genau weiß, wieviel Leberflecke und wieviel Backenzähne Du und ich zusammen haben."

Der andere Gentleman nickte. „Wir hätten schon längst hierher kommen sollen, Billy, in dem Riesennest ist man sicher wie in Mutterarmen und — — —".

„Na, ich weiß nicht," fiel Billy ein, „die New Yorker Kollegen sollen neu zuziehenden Berufsgenossen nicht sehr kameradschaftlich begegnen und dann sind die Polizisten hier auch ein anderer Schlag als die in unserem gesegneten Neu-Orleans. Aber immerhin, ich fühle mich hier doch behaglicher und, Joe — — —"

„Ach, richtig, Du hattest schon einen Plan."

Billy schmunzelte: „Ja, wollens denen mal zeigen, was pfiffige Südleute zuwege bringen — — — — Herrgott, vollführt das betrunkene Volk einen Höllenspektakel. Also, paß auf —"

In der First Avenue befindet sich das Geschäft des berühmten Juweliers Newton Lewis.

Am Morgen nach der Unterhaltung zwischen Billy und Joe aus NewOrleans hüpfte der kleine, nervöse Mister Lewis wie gewöhnlich zwischen seinem zahlreichen Personal herum, eben stand er vor einer sehr schönen schlanken Dame mit Odaliskenaugen.

„Yes, Sir, sehen Sie dieses kostbare Armband habe ich — Sie kennen mich doch, ich bin die Mayflower vom Metropolitan — also das Armband habe ich gestern von dem strahlendsten Kavalier der Gesellschaft, dem Marchese Rimini, bekommen — Gott, wie indiskret ich bin —, na also das Armband hier möchte ich nicht im Hause behalten, ich bin etwas ängstlich —"

„Und da soll ich es Ihnen aufbewahren?"

„O nein, Mister Lewis, Ihnen könnte es ja auch gestohlen werden. Wie gesagt, ich bin sehr ängstlich, das beste wäre schon, Sie kaufen mir die Steine ab und liefern mir — —"

„Falsifikate? Das wird kaum nötig sein, Miß Mayflower, die Steine sind schon falsch genug."

Die schönen Augen der Künstlerin spien Haß und Verderben.

„Und diesem ekelhaften Italiener habe ich für seine Pierres de Straß — — o Himmel."

„Wollen Madame geruhen, draußen in Ihrem Automobil ohnmächtig zu werden, hier in meinem Geschäft sind Gefühlsausbrüche für mich immer gefährlich, sie unterbrechen minutenlang die wohl organisierte Aufmerksamkeit. Darf ich bitten, Madame?"

Die Dame übersah Lewis Arm, dessen beleidigende Worte sie derart empörten, daß sie ihr impulsives Vorhaben, in Ohnmacht zu fallen, vergaß und mit einem Blick der Verachtung hinausrauschte.

In dem Augenblicke, als das Auto des Metropolitan-Stars davon fuhr, hielt ein anderer, wundervoller Wagen vor der Tür des Juweliers: ein Herr im Tennisanzuge, der selbst lenkte, sprang heraus.

Das ganze hatte einen solch überaus vornehmen Anstrich, daß Newton Lewis selbst hinzulief, jedoch der Herr hielt sich noch kurze Zeit vor dem einen Schaufenster auf, in dem ein Platinkollier mit märchenhaft großen Brillanten das Hauptstück bildete

„Ich bin Lord Birmingham, der neue Attaché bei der englischen Botschaft", sagte der Gentlemen eintretend und hielt dem Juwelier mit vornehmer Miene eine Karte hin. „Mister Lewis, das Kollier da draußen ist doch natürlich imitiert?"

„O nein, Mylord."

„Sie riskieren viel."

Der Juwelier lächelte. „Es steht drüben ständig ein Privatdetektiv."

„Well, ich möchte den Schmuck kaufen. Wieviel?"

Ohne zu antworten, eilte Lewis zum Fenster, dem er das Prachtstück entnahm, das er in der Sonne funkeln ließ. „20,000 Dollars, Mylord."

Der Attaché nahm den Schmuck in die Hand, betrachtete ihn wohlgefällig, warf dann einen Blick leichten Unwillens auf den Händler.

„In London kaufe ich das ein ganzes Teil billiger."

„Kaum, Mylord —" und nun begann Lewis sich in Einzelheiten zu ergehen.

Lord Birmingham unterbrach ihn schließlich ungeduldig.

„Ich hatte nicht die Absicht, mit Ihnen zu handeln. Packen Sie das Ding nur ein und kommen Sie mit, das Geld erhalten Sie bei mir im Astoria, ich habe mein Scheckbuch vergessen."

Newton Lewis machte eine dienstwillige Verbeugung, ließ sich von einem Ladendiener seinen Hut reichen, und, — — — sich zum Ausgang wendend, sah er in das Gesicht eines pfiffig lächelnden Policeman.

„Hier in New York darf man nicht allzu frech sein, mein Freund Billy; mit gestohlenen Attaché-Automobilen kann man hier nicht hochstapeln, Du mußt nicht denken, daß Du hier in New-Orleans bist."

Das Gesicht des erkannten Gauners hatte sich verzerrt. Blitzschnell zog er einen Browning aus der Tasche, doch der Polizist war auf seiner Hut, er versetzte dem Pseudolord mit seinem Gummiknüppel einen Schlag auf die Hand und die Waffe fiel zu Boden. Gleich darauf war Billy gefesselt.

„So, bitte, Mister Lewis, steigen Sie ein mit Ihrem Paket, in dem sich jetzt sicherlich nur eine Imitation befindet, den echten Schmuck erhalten Sie im Polizeibureau nach der Leibesvisitation dieses Herren wieder. Ich werde fahren."

Der völlig verstörte Juwelier schickte sich eben an, der Aufforderung Folge zuleisten, als eine neue Ueberraschung eintrat. Die Eingangstür hatte sich abermals geöffnet und mit einem Sprunge stürzte sich Mister Cox, der langjährige Privatdektiv Lewis, auf den Policeman, während ein anderer Polizist zu dem gefesselten Billy trat.

„Abgekartetes Spiel", schrie Cox, „die beiden sind Billy und Joe, zwei Gauner aus New-Orleans." Gleich darauf hatte er Joe die Armbänder angelegt.

Mister Lewis setzte sich. „Herrgott aber — — — — —"

„Ja, ja, es mußten zwei sein, während der eine fuhr, hätte Sie der andere mit Chloroform oder gar Blausäure traktiert, das ist die Spezialität der beiden Herren", fuhr Cox fort „Mister Mannahan, hier, vom Revier hat das Hauptverdienst, er war früher in New-Orleans und kennt die Verbrecher persönlich."

Der wirkliche Schutzmann nickte.

„Wie recht ich habe, sehen Sie den Kerlen an, die gar nicht den Versuch machen, sich zu verleugnen. Und nun, Mister Cox, haben Sie wohl die Freundlichkeit, das Auto zu leiten. Sie können es, wie Sie mir sagten. Mr. Lewis, Sie werden uns wohl ebenfalls begleiten müssen, denn es ist gut möglich, daß mit dem Schmuck mittlerweile etwas passierte, was sich hier nicht so schnell feststellen läßt."

„Mit den beiden Strolchen zusammen?"

„Es ist keine Gefahr für Sie. Mister Lewis", entgegnete Mannahan, „denn das Halsband nehme ich so lange in Verwahrung."

Nun war der Juwelier beruhigt und alle bestiegen das Auto — die Gauner versuchten keinen Widerstand.

Cox fuhr. Unterwegs konnte Mannahan es in begreiflichem Stolz nicht unterlassen, dem Juwelier gegenüber seine Genugtuung über den Fang auszusprechen.

„Sie ahnen gar nicht, mit welchem Hochmut die Gauner aus den Südstaaten nach New York kommen. Wenn ihnen der Boden dort unten zu heiß geworden ist, glauben sie in der Millionenstadt gäbe es ein wahres Schlaraffenleben für sie. Aber da sind wir."

Alle stiegen aus. Mehrere Polizisten ohne Helm und Waffe kamen aus dem Innern der Station. Eben wollte Mannahan, den die Beamten erstaunt fragend ansahen, seinen Bericht erstatten, als in einem der nächsten Häuser ein gräßlicher Schrei ertönte. „Hilfe, Mörder." Aus der Tür des Gebäudes stürzte ein Mann, ihm nach ein anderer. „Haltet den Mörder."

Mannahan drückte dem Juwelier die Schachtel in die Hand. „Verwahrt die Gauner, Kameraden, ich folge dem dort", rief er, und rannte davon.

Lewis, dem das Kästchen zu leicht vorkam, öffnete es und fand es zu seinem Entsetzen — — — leer.

Billy aber sagte zu Joe nach einem schauerlichen Fluch. „Das war der ärgste Schreier gestern beim Holzbein Tommy, ich hab' ihn gleich erkannt, aber hol mich der Henker, wenn ich ihn nicht eben selbst für einen Spitzel gehalten habe."

Gleich darauf erschien der allerrichtigste Revierpolizist aus der Straße des Juweliers, der von der Angelegenheit gehört hatte, sich aber zu der Zeit gerade am anderen Ende des Reviers befand. Daß er der Einladung eines „Fremden" gefolgt war, der ihm für eine Auskunft ein paar high balls in der Hudson Bar traktiert hatte, sagte er nicht.